



KAREN  
DUVE

REGEN  
ROMAN

Illustriert von Line Hoven  
Büchergilde Gutenberg

»Denn wisse wohl: Ich will die Sintflut über die Erde kommen lassen,  
um alle Geschöpfe, die Lebensgeist in sich haben,  
unter dem ganzen Himmel zu vertilgen;  
alles, was auf der Erde lebt, soll umkommen.«

*1. Mose 6,17*

»Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt bloß falsche Kleidung.«

*Englisches Sprichwort*

»Das Böse gedeiht an feuchten Stellen.«

*Schwester Mary Olivia*

STARKE BEWÖLKUNG UND VEREINZELTE,  
ZUM TEIL HEFTIGE SCHAUER,  
HÖCHSTTEMPERATUREN ZWISCHEN 11 UND 14 GRAD.  
WIND AUS NORD-WEST,  
ABNEHMEND 2 BIS 3.

»Was sagst du? Was ...?«

Die dünne junge Frau sah angestrengt die Böschung hinunter und lauschte. Sie stand allein auf dem öden Parkplatz einer Landstraße, allein mit einem schwarzen 300er-Mercedes, einer überquellenden Mülltonne und einem zugenagelten Wohnwagen ohne Räder, auf dessen Dach ein Holzschild mit der Aufschrift IMBISS befestigt war. Die dünne junge Frau hieß Martina Ulbricht. Sie hatte vor wenigen Wochen geheiratet, und ihr Mann, Leon Ulbricht, mit dem sie unterwegs war, um ein Haus zu besichtigen und eventuell zu kaufen, war vor einer Viertelstunde im Gebüsch verschwunden und nicht wieder aufgetaucht. Sie hatte im Auto gewartet, weil es stark regnete. Aber dann hatte sie sich Sorgen gemacht, und als der Regen etwas nachließ, war sie ausgestiegen. Es war kalt. Für Ende Mai war es sogar entschieden zu kalt. Martina trug bloß einen kurzen gelben Wildlederrock (einen von der Sorte, die mit einer Druckknopfleiste zusammengehalten wird), dünne Nylonstrumpfhosen und ein viel zu großes lappiges grünes Sweatshirt. FIT

FOR  
LIFE stand auf

der Rückseite des Sweatshirts. Schon nach einer Minute klebten Martina die kinnlangen roten Haare im Gesicht. Aus dem kalligrafischen Schnörkel, den eine Strähne auf ihrer Stirn beschrieb, leckte Wasser auf ihren Mund herunter. Sie hatte einen großen Mund – Zähne wie Würfelzucker, die Lippen in den Winkeln wund und ein bisschen ausgefranst. Er gab ihrem Gesicht einen beängstigenden Zug ins Raubtierhafte. Aber über diesem Mund saß eine ganz gerade und durchschnittlich große Nase. Und die Augen lagen so nackt und verschreckt in ihren Höhlen, als wären diese nicht ihr angestammter Platz, sondern nur ein vorläufiger Zufluchtsort, und es könnte jederzeit der rechtmäßige Besitzer kommen, Ansprüche geltend machen und sie wie zwei Murmeln in die Tasche stecken. Alle Details ihrer Physiognomie zusammen genommen erweckten einen derart vorteilhaften Eindruck, dass, wo immer Martina erschien, die Männer sich strafften wie Vorstehhunde, die Witterung aufnehmen, während die Frauen bei ihrem Anblick zusammensackten wie missratene Kuchen.

Der Regen fiel jetzt leise und gleichmäßig und verteilte sich auf dem glatten Belag, ohne Pfützen zu bilden. Der Parkplatz war erst vor Kurzem geteert worden. Als Martina zu der Stelle ging, wo Leon mit einer Packung Tempotaschentüchern in der Faust verschwunden war, knirschte Rollsplitt unter ihren Schuhen. Hinter einer kniehohen Abzäunung aus einfachen Holzbalken führte ein Trampelpfad abwärts. Er war so schmal und überwuchert, dass man nicht erkennen konnte, ob er schon nach wenigen Metern endete oder ob er die steile Böschung hinunter bis zu dem Fluss reichte, der die Landstraße seit einigen Kilometern begleitete. Martina rief nach Leon. Aus unerwartet großer Entfernung kam eine Antwort, die so ähnlich wie »Komm runter« klang.

»Was sagst du? Was ...?«

Er rief noch einmal etwas, aber im selben Moment ratterte auf der anderen Seite des Flusses ein Zug vorbei, und Martina verstand wieder nichts. Unschlüssig schabte sie mit einer nylonbestrumpften Wade über die andere und stellte ein bisschen Reibungswärme her. War es ein Fehler, den Mercedes unbewacht zurückzulassen? Er stand offen; den Schlüssel hatte Leon eingesteckt. Martina lief ein paar knirschende Schritte auf die Kurve zu, in der die Landstraße auf den Parkplatz abzweigte, und reckte den Hals, ob nicht gerade ein Auto mit einem möglichen Dieb darin einbog. Ein weißer Kleinbus näherte sich – hektische Scheibenwischer, Gardinen vor den Seitenfenstern – und rauschte Fontänen spritzend vorbei. Dann war es wieder still bis auf den Regen und das Klopfen des Eisenbahnzugs in der Ferne. Martina ging zur Böschung zurück und machte sich an den Abstieg. Der Weg war so zugewachsen, dass sie unter einem Dach aus triefendem Laub und zwischen Wänden aus Brennnesseln, Holunder und riesigen rhabarberähnlichen Blättern ging. Ein Tunnel, eine grüne Röhre. Tropfen raschelten in den Blättern. Fette, kalte Pflanzenstängel streiften ihre Hände. Es roch nach Schlamm, verfaultem Holz und Pilzen. In dem breiweichen Lehm Boden hatte sich das Profil von Leons Stiefeln erhalten wie das geriffelte Fossil eines Gliederfüßlers aus dem Paläozoikum. Martina fasste rechts und links in die Büsche, hielt sich an den Zweigen der kleinen Birken fest, damit ihre flachen gelben Wildlederschuhe beim Auftreten möglichst wenig einsanken. Aber ihre Sohlen waren glatt, und sie hatte kaum zehn Schritte auf dem steilen Abhang zurückgelegt, da rutschte sie auch schon aus. Sie fiel in weiches, altes Laub und glitschigen Lehm, landete auf dem Rücken, die Beine idiotisch verdreht, den Rock bis über die Hüften hochgeschoben, zwischen Fanta-Dosen, grauen Papierklumpen, leeren Haribo-Tüten und halb verwesenen Kothaufen. Einen Moment blieb

sie betäubt liegen, biss sich auf die Unterlippe und betrachtete den Zweig, den sie mit der rechten Hand umklammert hielt. Als sie ihn losließ, schnellte er zurück, und ein Trommelfeuer schwerer Wassertropfen prasselte auf sie herunter. Martina rappelte sich hoch, zog den Rock zurecht und begutachtete den Schaden. Das Sweatshirt klebte ihr wie eine Fangopackung auf dem Rücken, ihre linke Seite war von oben bis unten verschmiert: ihr Arm, der Rock, die Strumpfhose – alles! Der linke Schuh war vermutlich ruiniert. Er hatte sich regelrecht in den Boden hineingebohrt und sah jetzt aus, als hätte sie ihn als Förmchen benutzt, um Schlammkuchen zu backen.

»Verdammte Scheiße«, murmelte Martina und wischte die linke Hand an einem weißen Baumstamm ab, dessen unteres Ende mit Pilzen in Farbe und Form von Kinderohren bewachsen war.

Weniger vorsichtig, und ohne sich noch an irgendwelche Pflanzen zu klammern, ging sie weiter. Als der Weg nicht mehr steil bergab führte, sondern eben wurde, endete auch das Dickicht. Danach waren es nur noch ein paar Meter über Sand und Steine bis zu dem Fluss. Breit und glanzlos schleppte er sich unter dem Regenhimmel dahin, und seine Oberfläche krausten unzählige, sich zitternd von ihren Mitten entfernende Ringe. Am Ufer, fast im Wasser, stand Leon. Er trug klobige schwarze Stiefel mit Metallringen an den Seiten, eine schwarze Jeans und einen schwarzen Anorak, dessen Kapuze er unter dem Kinn fest zugeschnürt hatte. Er wirkte vor der Landschaft wie ein Tintenfleck auf einem Foto. Leon hielt einen abgebrochenen Ast in der Hand und betrachtete etwas, das vor ihm im Fluss lag. Überrascht wandte er sich zu Martina um. Über sein rundes Gesicht und die runden Brillengläser, die darin steckten, rannen Tropfen. Er war achtunddreißig Jahre alt. Martina war vierundzwanzig.

»Ich habe doch gerufen, dass du nicht herunterkommen sollst. Wieso bist du jetzt trotzdem hier?«, sagte er.

»Ich habe ewig auf dich gewartet. Ich dachte schon, dir wäre etwas passiert. Was hast du denn die ganze Zeit gemacht?«

Martina wischte sich mit dem Handrücken eine Haarsträhne aus dem Gesicht und hinterließ einen braunen Streifen auf ihrer Stirn. Sie sah an Leon vorbei, sah in das Wasser hinter ihm, ins Schilf, dorthin, wo monströs und ekelhaft ein großes, weißes, weiches Etwas lag.

»Was ist *das*?«

Leon wendete den Kopf, als müsste er sich vergewissern, was sie meinte, und antwortete nicht. Das war auch nicht nötig. Martina sah selber sehr gut, was da ins Schilf geschwemmt war: eine nackte Frau.

»Ist sie tot? Sie ist tot, nicht? O mein Gott, da liegt eine Leiche. Was machen wir denn jetzt? Was sollen wir denn jetzt machen?«

»Sieh dir das nicht an«, sagte Leon, »besser, du gehst jetzt wieder zurück: Ich komme auch gleich nach.« Dann fragte er plötzlich: »Bist du hingefallen? Du bist ja ganz dreckig. Hast du dir wehgetan?«

Martina trat einen Schritt zurück, sah ihn an, sah auf die Wasserleiche runter, sah wieder ihn an.

»Was willst du mit dem Stock in der Hand?«, fragte sie leicht hysterisch. »Wozu brauchst du einen Stock? Sie ist tot, nicht?«

Leon ließ den langen Ast, mit dem er sich nervös gegen seine Stiefel geklopft hatte, fallen, schnürte seine Kapuze auf und schob sie sich vom Kopf. Er hatte kurze braune Haare – vorn weniger als hinten –, die an den Seiten bereits grau durchsetzt waren. Er legte einen Arm um Martinas Schultern und küsste sie auf die Schläfe, wofür er sich etwas recken musste.

»Komm schon. Du bist ja völlig durchnässt. Ich möchte nicht, dass du das siehst. Ich bringe dich jetzt zum Wagen, und wir fahren weg.«

Seine Stimme sollte fürsorglich klingen, aber sie klang bloß heiser. Seine Lippen fühlten sich so nasskalt an, als hätte er selbst einige Zeit im Fluss zugebracht. Martina starrte weiter auf die Leiche. Die tote Haut war bleich und aufgequollen, besonders dort, wo sie zuvor am härtesten gewesen war: an den Fußsohlen, den Händen, an den Knien und Ellbogen. Das Fleisch sah mürbe aus – als ob man es mit bloßen Händen reißen könnte. Martina fragte sich, ob die Frau jung gewesen war, als sie starb. Wahrscheinlich war sie jung. Wahrscheinlich war sie gut aussehend gewesen, bevor sie sich in einen Haufen Glibber verwandelt hatte. Sie besaß unerhört lange Haare. Schwarze Haare. Pechschwarze Haare, die ihr einmal bis auf die Hüften gefallen sein mussten. Jetzt wiegten sie sich in der trägen Strömung. Die Leiche lag auf dem Rücken. Sie sah zu Martina hoch – falls man von Sehen überhaupt sprechen konnte. Die Augäpfel fehlten. Zuerst dachte Martina, dass bloß die Lider geschlossen wären, denn die Augenhöhlen waren nicht rot und blutig, sondern genauso weiß wie der ganze übrige Leib. Er sah so weich aus, dieser Leib, so verletzlich. Im Schamhaar wuchsen feine grüne Algenfäden.

Von den Hüften abwärts lag die Frau im Schilf. Die Füße im Schilf. Die Zehen waren rundum benagt. Zwischen den Hautfetzen ragten einzelne Knöchel hervor. Martina wurde übel. Und gleichzeitig musste sie plötzlich an ihre alte Handarbeitslehrerin denken und an die Spitzendeckchen, die sie in der dritten Klasse der Grundschule mit einer Nagelschere aus weißem Papier geschnitten hatte. Erst faltete man das Papier ein paarmal, dann schnitt man Zacken und Halbkreise aus dem Rand. Und wenn man das Papier ausei-

nanderfaltete, hatte man eine Spitzendecke mit durchbrochenem Rand. Jedenfalls war das bei allen anderen Schülern so gewesen. Wenn Martina ihre Spitzendecken auseinanderfaltete, dann hatten diese in der Mitte ein großes Loch, oder sie fielen in zwei Teile.

»Nun, Martina, was werden wir als Nächstes falsch machen?«, hatte Frau Weber gefragt.

»Sag mal, hast du den Wagen da oben einfach so offen stehen gelassen?«, riss Leons Stimme sie wieder in die Gegenwart. »Das ist doch wohl nicht dein Ernst. Bist du völlig bescheuert?«

Er wirbelte herum, rannte über den Uferstreifen, dass der Sand nur so aufspritzte, und stürzte die Böschung hinauf. Martina lief hinterher. Als sie oben auf dem Parkplatz ankam, umkreiste Leon bereits den Mercedes, der genauso dastand, wie sie ihn verlassen hatte. Der Regen klopfte in erhöhter Frequenz auf das schwarze Dach. Martina öffnete die Beifahrertür, aber Leon drängte sich zwischen sie und den Wagen und schlug die Tür wieder zu.

»Willst du mir die ganzen Polster eindrecken?«

Er machte die hintere Tür auf und begann, auf dem Rücksitz zu wühlen. Äpfel, sein Fotoapparat, eine Tüte mit drei Pfund Spargel, die sie am Straßenrand gekauft hatten und aus der Erde rieselte, als er sie an hob; ein Netz mickriger Apfelsinen, der Atlas, ein seidenes Halstuch mit Schmetterlingsaufdruck, die Abfalltüte, aus der es weihnachtlich nach Apfelsinenschalen roch, sein Notizbuch und ein Buch mit dem Titel DU KANNST MICH EINFACH NICHT VERSTEHEN. Es gehörte Martina. Seit Leon mit ihr zusammen war, stieß er ständig auf solche Bücher, mit denen sie das Rätsel Mann auszuloten versuchte. Er hatte schon mehrere Anläufe gestartet, ihr *richtige* Bücher schmackhaft zu machen, hatte ihr abends im Bett vorgelesen, ihr welche geschenkt und darauf geachtet, sie nicht gleich zu Anfang zu überfordern, hatte versprochen, ihr den

Rücken zu massieren, wenn sie wenigstens DAS PARFÜM zu Ende lesen würde. Umsonst. Wann immer er sie mit einem Buch in der Hand antraf, war es ein Ratgeber für Frauen.

Unter DU KANNST MICH EINFACH NICHT VERSTEHEN lag eine Wochenzeitung, die Leon noch nicht gelesen hatte. Er entschied sich für den Reiseteil und breitete ihn auf dem Beifahrersitz aus.

»Wie für einen Hund«, sagte Martina, während sie auf dem Reisetil Platz nahm, und fügte hinzu:

»Wir müssen die Polizei anrufen.«

Leon wollte nicht, denn sie waren einen weiten Weg gefahren, um dieses Haus zu besichtigen, und jetzt hatten sie es beinahe erreicht. Er hatte keine Lust, sich von der Polizei aufhalten zu lassen.

»Sie ist schon tot, verstehst du? Die hat es nicht mehr eilig. Morgen findet sie jemand, der scharf darauf ist, sich wichtigzumachen, und der mit Begeisterung stundenlang Fragebögen ausfüllt. Warum willst du ihm die Freude verderben?«

Er startete das Auto. Der Scheibenwischer schwappte Wasser zur Seite.

»Aber wir *müssen* die Polizei anrufen«, wiederholte Martina und knisterte auf dem Zeitungspapier. »Wir müssen einfach. Wenigstens anonym.«

Zehn Minuten später hielt der schwarze Mercedes in einem Ort, der Freyenow hieß und so still und leer wie nach einer Atomkatastrophe dalag. Leon ging in eine Telefonzelle und stieß seinen Zeigefinger dreimal knapp oberhalb der Eins auf das Blech der Tastatur.

»Ja, eine Leiche«, sagte er mit deutlichen Lippenbewegungen zu dem knisternden Telefonhörer und sah durch das Glas seiner Brill-

le, die Glasscheibe der Telefonzelle und durch die Seitenscheibe des Mercedes, die alle zunehmend beschlugen, Martina an. Martina klappte die Sonnenblende herunter und wischte ihr Gesicht vor dem Schminkspiegel mit einem Taschentuch sauber, beobachtete ihn aber gleichzeitig aus den Augenwinkeln. Als Leon wieder in den Wagen stieg, kniff er sie freundlich in die Wange.

»Na? Zufrieden?«

Sie nickte.

»Wenn wir nicht angerufen hätten, hätte ich wahrscheinlich jede Nacht von der Frau geträumt.«

Leon nahm ein Ledertuch aus dem Handschuhfach und wischte erst seine Brille trocken und dann die Fahrerseite der Windschutzscheibe frei. Er drückte das Leder Martina in die Hand, drehte den Zündschlüssel um und stellte das Gebläse auf volle Leistung. Das Auto sprang wie immer an, die Gebläsedüsen röhrteten, aber das Wischerblatt rührte sich nicht. Leon probierte die verschiedenen Geschwindigkeitsstufen durch, schaltete den Scheibenwischer aus und wieder ein.

»Geht er nicht?«, fragte Martina.

»Das siehst du doch!«

Auf den Fenstern zogen die Regentropfen Schlieren hinter sich her, flossen zitternd ineinander und rollten schwer geworden abwärts. Leon kannte sich mit Autos nicht aus. Er hielt sich für einen mehr als guten Fahrer, aber er verstand überhaupt nichts von Reparaturen. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie einen Ölwechsel gemacht oder auch nur einen Reifen montiert. Für jede Kleinigkeit brachte er sein Auto in eine Werkstatt. Er erinnerte sich, kurz hinter dem Ortsschild von Freyenow eine grau-violette Tankstelle gesehen zu haben. Also wendete er und fuhr zurück.